

Volkskundliches aus dem obern Möhlintal [Fortsetzung]

Autor(en): **Ackermann, Jos.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volkskundliches aus dem obern Möhlental.

Von Jos. Ackermann, Wegenstetten.

Die Wiedeneiche bei Hellikon (Sage).

Noch in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts stand beim Kohlplatz am Wiedenweg ein mächtig grosser Eichbaum. Alte Leute erzählten, dass dieser schon zur Heidenzeit gepflanzt worden sei. Mit Ehrfurcht betrachtete man den Riesen, da man glaubte, dass eine geheime, strafende Kraft in ihm wohne. Der Wanderer, der nachts zur Geisterstunde vom Baselbiet herkam, ging nur mit stillem Schauer an dem Baume vorüber, wusste er doch, wenn er den dreibeinigen Hasen um den Stamm herumhüpfen sah, dass ihm ein Unglück bevorstand. Wer den Hasen bemerkte und sich nicht bekreuzte, war wie gebannt und fiel nach einigen Augenblicken aufs Gesicht zu Boden. Bange Minuten blieb er liegen, bis er sich wieder aufraffen konnte. Hut und Stock im Stiche lassend eilte er schweisstriefend heim. Am Morgen erwachte er mit einem geschwollenen Kopf.

Im Sommer getraute sich niemand bei einem Gewitter unter der Wiedeneiche Schutz zu suchen. Das Ächzen und Stöhnen in der Baumkrone liess nichts Gutes ahnen; denn wie ersichtlich hatte der Heidengott den Donnerkeil mit dem rächenden Strahl schon mehrmals in den Baum fahren lassen.

Unter der Heideneiche, wie sie auch genannt wurde, hatten früher Zigeuner und fahrendes Volk das Stelldichein. Da braute die braune Fee den Zaubersaft für ihre Hexenkünste. Da war auch der Ort, wo der alte Jägerhansjörli in der Christnacht seine treffsichern Kugeln goss.

So kam die heilige Nacht einst wieder. Alle Häuser im Dorf waren erhellt vom Glanze der Weihnachtskerzen. Gläubig zogen zur mitternächtlichen Stunde Väter und Mütter hinauf zur Kirche nach Wegenstetten. Unser Jägerhansjörli hatte andere Gedanken. Die Jägerei ging ihm über alles. Mit Jagdgerät, Giesszange und Blei zog er, als droben in der Kirche die Glocken zur Christmette riefen, hinaus zur Wiedeneiche. Da zündete er sein mitgebrachtes Osterscheit an und bereitete in einem Pfännchen flüssiges Blei, das er beim Unterschlagen der hl. Wandlungsglocke in die Formen goss. Aber! — Schauriges Geheul durchfuhr plötzlich die Waldesstille, kräczend und wimmernd erschallte es durch die Baumkronen. Eine Meute wilder verstümmelter Tiere kam dahergerannt, ein halber Hirsch, blutende Füchse und Dachse, ein dreibeiniger Hase und zuletzt ein halbes Wildschwein, auf welchem der Tod in weissem Gewande mit der mähenden Sense sass. „Hansjörli was machst du da?“ erscholl eine Stimme.

„Deine Kugeln treffen nicht mehr! Hier siehst du die armen Tiere, die du in deinem Leben gequält hast, nun fordere ich heute noch als Tribut deine Seele.“ Der arme Mann war sprachlos. Nachdem er sich vom grössten Schrecken erholt hatte, schleppte er sich halb gelähmt in Furcht und Angst nach Hause, und als er daheim die Türschwelle überschritt, fiel er ohnmächtig nieder. Er phantasierte die ganze Nacht, und beim Morgengrauen des Christfestes schrie er auf einmal laut auf: „Der Sensenmann holt mich!“ Hansjörli's Augen erloschen für immer. Der dreibeinige Hase hütet aber seither nachts den Platz, wo der alte Jäger einst in der Christnacht seine Kugeln goss und bereitet jedem Furcht, der sich ihm nähert.

Die Wiedeneiche ist alt und morsch geworden, aber niemand wollte sie fällen, denn man ahnte bei dieser Arbeit nichts Gutes. Beherrzte Männer haben vor vielen Jahren den Riesenbaum aber doch zu Fall gebracht, sie sind seither gestorben, nur den dreibeinigen Hasen wollen Furchtsame auf ihrem Heimweg vom Baselbiet zeitweise noch gesehen haben.

(Nach Erzählungen älterer Leute.)

Walpurgisnacht.

Mädchen orakeln, indem sie in der Walpurgisnacht und den zwei darauffolgenden Nächten am sternenklaren Himmel nach Verrichtung von je drei Vaterunsern drei Sterne zählen. In der dritten Nacht begegnet ihnen auf dem Heimweg der Zukünftige.

Ein ähnliches Orakel

erzählte mir einst vor bald fünfzig Jahren ein altes freundliches Mütterchen, das mir auf einem Spaziergange begegnete und die Geschichte als wahre Begebenheit bezeichnete.

„Als ich noch ein junges, lebensfrohes Mädchen von 20 Jahren war, stiegen in mir auch oft Gedanken auf, wer einst mein zukünftiger Mann werde. Die Grossmutter, der ich meine Herzensgeheimnisse anvertraute, gab mir den Rat, ich solle am neunten Sonntag nach Pfingsten neun verschiedene Kirchen besuchen und in jeder Kirche neun Vaterunser beten, auf dem Heimweg aus der letzten Kirche werde mir dann der Zukünftige begegnen und mich anreden. Diesen Vorschlag führte ich aus. Und siehe, es ist so gekommen, wie mir die Grossmutter sagte. Als ich vom letzten Kirchenbesuch heimwärts schritt, begegnete mir ein noch junger Mann, der sehr traurig aussah, ich kannte ihn. Er schlug die Augen auf und sagte zu mir, denke nur, heute ist meine liebe Frau gestorben, und jetzt muss ich zum Pfarrer gehen und den Todesfall anmelden. Ich empfand tiefes Mitleid mit dem

weinenden Mann und gab ihm einige Trostworte. Nach Wochen regte sich was in meiner Brust. Wir zwei sind einander wieder begegnet, und schliesslich haben wir uns fürs ganze Leben getroffen, und ich habe es nie bereut.

Meiner Tochter gab ich vor Jahren als sie im stillen weinte den gleichen Ratschlag. Sie hat ihn mit einer Freundin ausgeführt, nur war ihr Zukünftiger ein schöner reicher Jüngling, der sie auf dem Heimweg befragte, wo sie gewesen sei. Die Wahrheit hat sie ihm aber nicht gleich gesagt, es ist aber doch alles recht herausgekommen. Die Begleiterin auf jenem Orakelgang kam auch noch unter die Haube. Als sie abends dem Elternhause zuschritt, trat ihr ein Mann entgegen, der gar freundlich mit ihr sprach. Er ist ihr späterer Lebensgefährte geworden. Das Orakel hat sich erfüllt!“

Gebet zur hl. Walpurga.

Die hl. Walpurga wird heute noch von schwangern Müttern im stillen Gebet um Fürbitte gebeten. Nach dem Vaterunser das knieend gesprochen wird erfolgt der Spruch: „Heilige Walpurga, bitt Gott für mich, ich flehe um eine gute Geburtsstunde und einen fröhlichen Anblick!“

Hilariusnacht.

Träume in der Hilariusnacht gehen meist in Erfüllung. Man glaubt auch, dass die Toten des letzten Jahres in dieser Nacht auf dem Friedhof wandeln und den zunächst Sterbenden suchen. Will man dieses Geheimnis ergründen, gehe man gegen Mitternacht auf den Friedhof so wird auch uns derselbe erscheinen.

Kreuzauffindung.

An diesem Tag (3. Mai) ist es Brauch gewesen, dass jemand aus der Familie in den Tannenwald ging, um sog. Bülharz aus der Tannenrinde zu ziehen. In einem kleinen Gefäss bewahrte man es zuhause gut auf und es wurde zur Behandlung von Wunden verwendet (Mitteilung aus Hellikon), auch verschluckt bei „Magenschluss“.

Heilige Agatha.

Am Feste der hl. Agatha wird in der Kirche das Brot gesegnet. Dasselbe ist in einen Papierstreifen gewickelt, der dreimal folgenden lateinischen Satz aufweist:

„Mentem Sanktem + Spontaneam honorem Deo + e patris liberationem + Sankta Agatha ora pro nobis“ (Aus dem Jahre 1877).

Die Zettel wurden zusammengelegt und an Haus- und Stalltüren aufgenagelt. Sie sollen das Unglück vom Hause fernhalten. Die hl. Agatha wird als Beschützerin vor Feuersgefahr angefleht. In Gewitternächten nimmt man ein wenig Agathabrot, das im Kasten aufbewahrt ist, zerbröckelt es und spricht:

Hl. Agatha bewahre uns vor Feuersbrunst!
Bitt Gott für uns!

Wenn die Bäuerin das Brot backt.

Hat die Bäuerin geknetet und dreifingerbreit über dem Teig das „Hebizeichen“ an der Backmulde angeklebt, macht sie mit der rechten Hand über dem Teig das Kreuzzeichen und spricht:

„Dir zuelieb o Gott,
was mir hüt tüend,
getan soll si
zue diner Ehr, o Gott allein!

So, jetzt hab i Gottsname!“ (Hellikon).

Der Kopfring und das Kopftuch.

Das Tragen von Lasten auf dem Kopf war in frühern Jahren bei Frauen und Töchtern etwas Alltägliches. In einer „Zeine“ trug man das Mittagessen den Schnittern auf das Feld. Im runden Wasserüber holte man das Wasser am Dorfbrunnen und trug es auf dem Kopf in die Küche. Feldfrüchte wurden im Herbst ebenfalls auf dem Kopfe heimgetragen. Bei all diesen Arbeiten leistete der Trag- oder Kopfring eine nicht unbedeutende Rolle, bildete er doch die Unterlage der Last und schützte den Kopf vor starkem Druck. Er war aus 6 oder 8 dreieckigen Tuchstücken zusammengesetzt von denen je 2 gegenüberliegende die gleiche Farbe hatten. Gefüllt wurde der Ring mit Spreu, die sich beim Lastentragen leicht der Kopfform anpasste. Der äussere Rand des Ringes hatte in der Regel eine gezackte Verzierung, da waren der untere und obere Teil zusammengenäht. Wollstoff wurde für die Tragringe in der Regel nicht verwendet, da sie sonst dem Kopf zu warm gemacht hätten und bei Nichtgebrauch die Motten sie zerfressen hätten. Das Loch in der Mitte des Ringes diente zum Anfassen und der Kopf konnte da ein wenig ausdünsten. Im „Kopftragen“ hatten viele Frauen eine grosse Fertigkeit. Sie trugen Körbe und Züber oft weite Strecken, ohne sie mit der Hand zu halten.

Bis zu Anfang des Jahrhunderts waren weisse und rote Kopftücher an Werktagen die übliche Kopfbedeckung, wenn man aufs Feld ging. Weiss war für jüngere Frauen und Töchter, rot für ältere Personen Mode. Das Tuch wurde dreieckig zu-

sammengefaltet und so über den Kopf gelegt, dass es Stirne und Gesicht beschattete, unter dem Kinn wurde es leicht geknotet. Blendenweiss und gestärkt, versehen mit einem gestickten Namensbuchstaben, machte es einen guten Eindruck. Das rote Tuch, mit schwarzem Rand, mag noch ein Überbleibsel gewesen sein aus alter Österreicherzeit.

Die Laubmarke von Salenstein.

Von J. Hugentobler, Arenenberg.

In der Ortsgemeinde Salenstein (Thurgau) ist es heute noch üblich, dass bei der jährlichen Übung der Ortsfeuerwehr, die jeweils am Chilbimontag (am letzten Sonntag im Juli ist Chilbi) stattfindet, die Entschädigung von Fr. 1.— pro Mann in Form einer sog. Laubmarke an die Mannschaft ausbezahlt wird. Diese besteht aus einem rechteckigen Stück Blech in der Grösse von nicht ganz 4 cm Länge und etwa 2,8 cm Breite, darauf sind der Länge nach die Buchstaben LMS eingeprägt, was heissen soll: „Laub-Marke Salenstein“. Ausserdem ist zwischen den beiden ersten Buchstaben ein nach oben gerichtetes laubartiges Gebilde mit ziemlich langem Stil eingeprägt (s. Bild).

Dieses Stück Blech hat seinen Ursprung ungefähr in der Mitte des letzten Jahrhunderts und ist ursprünglich auch wirklich als Laubmarke verwendet worden. Denn seit jener Zeit besitzt die Bürgergemeinde Salenstein ausgedehnte Waldungen, zum grössten Teil Buchenwald, die zwischen den Strassenzügen, welche sich von Fruthwilen nach Helsighausen und Salenstein-Enigensberg nach dem Hof Rennenthal quer über die Höhenkuppe des Seerückens ziehen, gelegen sind und die damals in weitsichtiger Weise von der Burgverwaltung vom Schlossgut Arenenberg, das einem Carl Keller gehörte, erworben werden konnte. So war denn damals jeder ortsansässige Gemeindegänger berechtigt, sechs Bürden Buchenlaub aus diesem Bürgerwald zu sammeln, das sie, zum Grossteil Kleinbauern mit kleinem Ziegen- oder Viehbestand, meistens zur Streue für ihre Nutztiere verwendeten.

